



Julia Fröder – 24. August 2024

Kirchengebäude erhalten – ein Rezept?

Ich bin Julia Fröder, Redakteurin der Bischöflichen Pressestelle in Koblenz.

Was ist uns überhaupt noch heilig, in einer Gesellschaft, die auf Umsatz, Wirtschaftswachstum und Leistung getrimmt ist? Schauen Sie sich doch mal um, zum Beispiel in Ihrer Stadt: Wo gibt es dort einen Ort, um zur Ruhe zu kommen, nachzudenken, um seine Gedanken zu sortieren, seinen Glauben zu feiern, an Verstorbene zu denken? Mir fallen da spontan Friedhöfe und Kirchen ein. Wenngleich Friedhöfe oft in kommunaler Hand liegen, ist es mit Kirchengebäuden anders. Sie sind im Besitz von beispielsweise katholischen Gemeinden. Und ich werde Ihnen jetzt kein Geheimnis verraten, dass es personell und finanziell nicht gut um die katholische Kirche bestellt ist. Viele der renovierungs- und sanierungsbedürftigen Kirchengebäude sind akut bedroht. Gibt es tragfähige und nachhaltige Lösungen für die oft viel zu großen Kirchengebäude für die immer kleineren Gottesdienstgemeinschaften?

Albert Gerhards ist emeritierter Professor für Liturgiewissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät Bonn. Er leitet eine Forschungsgruppe der Deutschen Forschungsgemeinschaft über Sakralraumtransformation. Kurzwort transara. Die

Gruppe begleitet und berät Kirchengemeinden, die ihren Gottesdienstraum verändern wollen, weil sie merken, so geht es nicht weiter. Ich habe mich mit Prof. Gerhards getroffen, der selbst Priester ist, um mit ihm über zukünftige Kirchennutzungen, Profanierungen, hybride Formen und den Abriss von Kirchen zu sprechen.

Was kann ich mir unter „transara“ vorstellen, Herr Gerhards?

(Prof. Albert Gerhards) „Transara ist ein Kunstwort, zusammengefasst aus Sakralraumtransformation. Es geht also um die Umnutzung, oder besser gesagt Weiternutzung von Kirchengebäuden, sowohl katholisch wie auch evangelisch, die nicht mehr, zumindest nicht mehr ausschließlich in der liturgischen Nutzung stehen. Es geht also letztlich um die Frage, wie sie weiterhin in einer möglichst der Allgemeinheit dienenden Nutzung stehen. Da spielen unterschiedliche Aspekte eine Rolle. Denkmalpflegerische Aspekte wie auch sozialräumliche Aspekte. Natürlich sind auch Fragen der wirtschaftlichen Möglichkeit ganz wichtig, denn letztlich müssten sich die Nutzungen rechnen, sonst können Gebäude nicht erhalten bleiben.“

Sie haben es gerade schon gesagt. Ein Aspekt sind die Finanzen, aber auch die geringere Größe von Gottesdienstgemeinden. Wie sehen Sie denn dann die Zukunft der großen Gottesdiensthäuser?

„Also die die Nutzung letztlich eben durch die klassischen Gottesdienstgemeinden, ist - das kann man einfach durch die Statistiken schon ablesen - nicht mehr gewährleistet. Wobei man hier oft wiederum auch falsche Parameter anstellt, denn wir haben uns daran gewöhnt, Gottesdienste oder Kirchennutzungen allein von den Besucherzahlen, von vor allen Dingen Sonntagsgottesdiensten zu bewerten. Das sind aber Parameter, die eigentlich erst, wenn man so will, im 19. Jahrhundert angelegt worden sind. Wenn wir die Geschichte schauen, dann können wir feststellen, dass Kirchen eigentlich immer zu groß waren. Also, man hat immer Kirchen möglichst üppig gebaut. Weil man sich es leisten konnte oder weil es eben bis ins 19. Jahrhundert hinein auch anderen Zwecken diente als eben nur der „Füllung“ für Sonntagsgemeinde und wenn man das mal

unvoreingenommen anschaut, dann haben Kirchen nicht nur rein frommen Zwecken gedient.“

Ok? Was waren das denn für Zwecke?

„Man hat eben dann auch schon mal das Vieh dadurch getragen. Aber die Kirchen waren zoniert. Also man hatte im unteren Bereich auch einmal Gericht gehalten. Es gab die Möglichkeit, Gemeindeversammlungen von der Ortsgemeinde abzuhalten und so waren durchaus noch andere Möglichkeiten der Nutzung denkbar und möglich, was damit zusammenhing, dass es ja keine feste Bestuhlung gab. Die gab es erst evangelisch durch die Reformation und die Katholiken haben dann nachgezogen.“

Und jetzt geht man wieder eher dahin, holt die Bänke raus, stellt Stühle rein. Können wir da einfach in die Geschichtsbücher gucken, wenn es das ja alles schon mal gab, und übertragen das 1 zu 1 auf die heutige Zeit, aber vielleicht ohne das Vieh? Man könnte ja auch einfach ein paar Trockenwände einziehen und dadurch eigene, abgetrennte Räume im großen Raum schaffen.

„Hm, nun gut, zunächst mal steht da mal die Denkmalpflege davor, aber das gilt auch für nicht denkmalgeschützte Kirchen, dass man selbstverständlich die Räume, als besondere Orte wertschätzen und fragen muss, was verträgt ein solcher Raum? Und oft ist noch nicht mal ein besonderer architektonischer Eingriff nötig. Manchmal genügt ein Vorhang oder auch nur eine Sichttrennung, um deutlich zu machen: Also hier geschehen auch andere Dinge. Oft ist es nicht ständig notwendig, sondern man kann eine temporäre Trennung vornehmen. Das sind also zum Beispiel die Citykirchen, in denen ja nach wie vor Gottesdienst gefeiert wird. Manchmal gibt es die Möglichkeit einer Abtrennung, manchmal aber auch nicht.“

Auf Ihrer Homepage und in Ihren Vorträgen haben Sie einige Umnutzungen von Kirchengebäuden in Deutschland vorgestellt. Was sagt denn Ihr priesterliches Herz, wenn Sie in eine Kirche kommen, die jetzt eine Kletterhalle ist oder eine Kita oder eine Bücherei?

„Sie bringen drei interessante Beispiele, die wir ja also auch genau untersuchen im Bistum Aachen. Bei der Kletterhalle muss ich sagen, da wäre ich nicht grundsätzlich dagegen, aber in diesem konkreten Beispiel sehe ich das als sehr problematisch an, dass es nur eine Vermietung ist. Problematisch, weil das architektonisch ganz schlecht gemacht ist. Das steht doch nicht mal mehr auf der Homepage, dass diese Kirche zu der Gemeinde gehört. Jetzt habe ich versucht, bevor diese Entscheidung gefallen war, deutlich zu machen, dass es einer der wenigen wirklich sehr bedeutenden Kirchenbauten der Weimarer Zeit im Bistum Aachen ist. Von Clemens Holzmeister, mit Arbeiten von Anton Wendling, die jetzt natürlich nicht mehr zu sehen sind. Na gut, aber das so nebenbei. Die Taufkapelle, die noch da, dient jetzt als Rumpelkammer und so weiter. Also das sind sehr unschöne Dinge. Ich habe nichts gegen Kirchen als Kletterhallen, aber man könnte mit solchen Gebäuden sensibler umgehen.“

Und wie sieht es mit der Kita aus?

„Das ist das Beispiel aus Düren. Zunächst einmal war ich skeptisch, aber nachdem ich mehrmals drin war und auch einmal im Gottesdienst dort teilgenommen habe, sehe ich das als ein gelungenes Beispiel an. Zumal es eben dann auch noch mal eine gute Kooperation mit der Stadt ist; hier gibt es eigentlich nur Gewinner in diesem Fall, weil die Gemeinde, die ursprünglich eigentlich rausgedrängt war, diese Situation wieder eingebracht hat und sich auch da offenbar wohlfühlt. Und für die Kinder ist es so ein wunderbarer Ort. Und die Bücher Kirche nehmen wir als positives Beispiel. Da wurde mit wenig Geld ein Raum, der eigentlich nur noch ganz selten mal überhaupt erfahrbar war in einem abgelegenen Stadtteil plötzlich eben zum öffentlichen Raum. Ein tolles Projekt, von Leuten getragen, die das ehrenamtlich machen, aber mit einem doch hohen professionellen Anspruch. Der Raum, das Gebäude, das ganze Areal ist dadurch eben dann jetzt auch der Öffentlichkeit zugänglich und ein Angebot für die ganze Stadtbevölkerung.“

Kita, Klettern und Bücher sind das eine, aber wie können wir anderen Menschen sonst noch die Vorzüge einer Kirche nahebringen?

„Wir müssen Menschen die Möglichkeit geben, eben durch Schwellenüberschreitung Erfahrungen zu machen, von denen sie bisher überhaupt keine Ahnung haben, dass solche Erfahrungen überhaupt möglich sind. Und ohne sie zu vereinnahmen, sondern einfach sie einzuladen, solche Erfahrungen zu machen und dann auch wieder frei gehen zu können.“

Wie kann sowas denn funktionieren, dass Menschen über die Schwelle gehen?

„Gut, das sind ja oft dann zunächst einmal besondere Anlässe. Ich denke an die ‚Nacht der offenen Kirchen‘. Die Menschen einfach einladen und wir machen die Erfahrung, sobald einfach nur mal das Portal mal offensteht, vielleicht auch ein Aufsteller ‚offene Kirche‘, dass die Menschen kommen. Wenn da auch ein Kerzenständer ist und man eine Kerze anzünden kann – viele tun das; Menschen, die sonst überhaupt keine Berührung mit Religion haben, suchen diese Gebäude auf und das ist eine ganz große Chance und da kann ich nicht einfach, wie das oft auch von Kirchenleitungen gemacht wird, sagen: ‚Ja, also bitte schön die Kirchenbesucherzahlen, die sind jetzt so runtergegangen, dieser Raum wird nicht gebraucht‘. Das Gegenteil ist der Fall: Dieser Raum wird gebraucht, wenn Menschen einfach sehen die Kirche, die Tür ist offen, ich gehe hinein und auch wenn ich nur wenige Minuten dort verweile. Damit ist dieser Raum wirklich ein Raum, der gebraucht wird, der einfach dadurch, dass er offen ist ein Raum ist, der, der belebt wird durch Menschen, die einfach sich darin aufhalten.“

Doch das kann ja nicht das einzige Mittel sein, einfach die Tür offen zu lassen, oder Herr Gerhards?

„Also zunächst mal ist es eine wichtige Aufgabe noch mal überhaupt deutlich zu machen, welche Bedeutung diese Gebäude für die Allgemeinheit haben. Das heißt aber nicht, dass man hier einfach stehenbleibt, sondern es gilt auch noch in die Kirche zu signalisieren: Liebe Leute, es nützt nichts, einfach abzuwarten und zu sagen: ‚Irgendwann kommen die anderen auf den Trichter‘, sondern ihr müsst auch proaktiv etwas dafür tun. Dass hier diese eure Kirchen öffnet und auch sie, also im Sinne einer hybriden Nutzung. Dass Dinge auch, im guten Sinne möglich werden, dass die Leute merken: ‚Aha, das ist ein guter Ort‘, an dem wir auch Mensch-Sein realisieren können‘.

Das kann zum Beispiel dadurch geschehen, dass, wie es ja auch teilweise auch schon geschehen ist, dass die Gemeinde zunächst einmal bestimmte Aktivitäten in den Kirchenraum verlegen.“ „Und dann kann man unter Umständen auch andere Player mit hineinziehen. Und das kann dann zu ganz interessanten Synergien führen. Dass also Leute merken: ‚Aha, bisher haben wir nichts miteinander zu tun gehabt, wollten vielleicht auch gar nichts miteinander zu tun haben‘ und plötzlich merkt man, ‚sind ja doch ganz nette Menschen‘ und es werden Partner daraus. Es entsteht plötzlich dann in einem Sozialraum, in einem Stadtraum, einem Quartier, eine ganz neue Möglichkeit des Miteinander. Und plötzlich hat eine Gemeinde auch wieder ein ganz anderes Standing eben in einem Stadtraum, ist nicht mehr isoliert, ist nicht mehr nur irgendwo sowas Absterbendes, sondern plötzlich eben treibende Kraft, die mit anderen zusammen dann auch wieder attraktiv wird.“

Manchmal kommt es mir so vor, als befänden sich Haupt- und Ehrenamtliche vor Ort in einer Art Ohnmacht. Ihnen fällt nichts ein, wie sie ihre Kirche beleben könnten und haben Angst, dass ihre Kirche profaniert wird. Verharren die Menschen oft in dieser Ohnmacht?

„Also das geschieht oft. Das sind aber jetzt eher Beispiele im Erzbistum Köln oder auch Trier, wo Gemeinden sagen: ‚Gut, wir sind mit unserem Kirchenraum so nicht zufrieden. Wir holen mal die Bänke raus und versuchen uns einfach neu in unserem Kirchenraum zu orientieren‘. Dass man daraus sagt: ‚Ja, es gibt ja noch andere Leute bei uns, außer eben den paar Kirchgängern‘. Und man teilt mit den anderen den Raum, macht neue Aktionen, die muss natürlich überlegen, was verträgt sich mit dem Raum, was verträgt sich mit dem, was wir sonntags auch nach wie vor hier feiern wollen, und damit kommen dann ganz interessante, Gespräche zustande. Und natürlich ist das kontrovers. Manchmal geht das auch daneben, oder man entscheidet sich, wie in einem Fall im Erzbistum Köln, die Bänke wieder reinzunehmen – in einem auch durchaus demokratischen Prozess. Das ist alles OK, und dann muss man eben weitersehen, wie das so läuft. Aber wichtig ist für mich jedenfalls, dass man nicht alles beim Alten belässt, sondern dass man versucht, sich auf einen Weg zu begeben und ein Reflexionsprozess auch zu unternehmen.“

Also Bänke raus, neue Kooperationspartner mit ins Boot nehmen und die Türen weit öffnen – klingt nach recht einfachen Zutaten für ein Rezept, um Kirchenräume wieder zu beleben. Doch wir alle wissen, dass es in der Realität nie so einfach ist. Aber vielleicht geht ja auch oder ein oder andere Schritt? Lieber einen klitzekleinen Schritt, als in einer Ohnmacht zu verharren, oder?